

und verfolgte in seiner scherzhaften Weise das Kind mit dem Spottvers:

„Im Sommer eine Gondelfahrt
Ist ein Vergnügen eig'ner Art.“

Wenn er ihr lieber etwas Vernünftiges gesagt hätte!

Nach diesen Erfahrungen war sie wohl berechtigt, die Hoffnungen auf menschliche Hilfe endgültig aufzugeben. Verrathen und verlassen hatte sie sich der Verzweiflung in die Arme geworfen und so hatte ich sie bei meinem Nachhausekommen angetroffen. Das war um 8 Uhr Abends.

Knapp zwölf Stunden trennten uns von der Ablieferungsfrist des Auftrages, aber die Gondelfahrt mußte beschrieben werden.

„Dein Vater wird Deine Ehre retten, mein Kind, wir werden den Aufsatz zusammen nach dem Abendbrod schreiben,“ sagte ich, die heiße Stirne der lieben Kleinen küßend, sie beruhigte sich. Manchmal that sie noch einen kraupfartigen tiefen Athemzug, bei dem ihr zarter Körper erbebt, aber sie aß und trank wenigstens.

Es war 9 Uhr, als wir, ich und das Kind, nach der stillsten und abgeschiedensten Stube unserer Wohnung aufbrachen — schweigend und ernst, eingedenk der Wichtigkeit unseres Vorhabens — die Gondelfahrt sollte beschrieben werden. Es war gemessener Befehl erteilt worden, daß Niemand berechtigt sei, bis zu jenem heiligen Raume vorzudringen, die Arbeitslampe war neu gefüllt worden, den Zurückbleibenden wurde gute Nacht gesagt mit einer gewissen, dem Moment angemessenen Feierlichkeit. Lieschen war ganz ruhig geworden, sie schmiegte sich an mich, — dem sicheren Untergang preisgegeben, hatte sie gleichsam die starke Wurzel einer Eiche erfaßt, sie war gerettet, und neuer Lebensmuth durchdrang sie.

Wir setzten uns an den Tisch, ich kreuzte die Arme über die Brust und blickte, das Haupt leicht geneigt, nachdenklich vor mich hin, — Sie kennen ja das bekannte Bild vom großen Napoleon, — ich brauchte Stimmung und Sammlung. Aber das Mädchen, welches von diesem geheimen Vorbereitungen der Fantasie nichts wußte und ihre Augen nicht von mir wandte, mahnte endlich: „So fang doch an, Papa!“

Leicht gesagt, die Sache war doch nicht so einfach. Ich suchte in meinen Erinnerungen nach einer Gondelfahrt, aber immer wieder kam ich auf die Schlittenpartie im Erzgebirge, dann fiel mir wieder die komische blante Glase meines Schwiegervaters ein; — ich machte die Entdeckung, daß ich nicht die mindeste Fähigkeit zur Schilderung einer einfachen Begebenheit besitze. Gleichzeitig fiel mir das Bewußtsein auf's Herz, daß sich diese Eigenschaft, die für Lieschen so verhängnißvoll wurde, von mir auf das Kind vererbt habe. — Es ist geradezu lächerlich, aber ich kam wahrhaftig nicht weiter. Lieschens Unruhe begann sich wieder zu regen, schauernd sah sie, daß ich immer wieder ausstrich, was ich kurz vorher geschrieben, — weil esbarer Unsinn war. Die reine Penelopearbeit. Um 10 Uhr brachte ich das Kind, dessen Anwesenheit auf mich beängstigend einwirkte, zu Bette; ich gab Lieschen die Hand darauf, daß sie morgen früh beim Erwachen die Arbeit vor ihrem Bette finden werde, in einer Stunde könne sie den Aufsatz abgeschrieben haben und ihre Ehre war gerettet.

Mit einem leisen Seufzer lehrte ich nach der Arbeitsstube zurück. Ich ging auf und ab, dann setzte ich mich nieder, ich trank schwarzen Kaffee, ich rauchte, aber nichts beförderte die Arbeitssammlung. Ich gestehe, daß ich sogar suchte, und zwischen den Händen verhallte manch' kräftiges Wort . . . Gott, was für Jammer hatte dieser Schulaufsatz in unser Haus gebracht! ein letzter Versuch, den ich schließlich mit ein paar Gläsern alten Rotweins gemacht hatte, schien von Erfolg bealeitet zu sein, gegen Mitternacht verzogen sich die Wolken des Unmuthes, eine heitere, verjöhliche Stimmung kam zum Durchbruch, die Feder lief nur so über's Papier, es ging wie — geschmiert. Es machte mir ordentlich Vergnügen, in nächtlicher Stille eine solche harmlose Falschmünzerei zu treiben, und ich glaube, der Styl gelang mir recht gut.

Als ich mit einem überzeugungsfreudigen: „ . . . Alle meine Freundinnen, die an jener herrlichen Wasserpartie theilgenommen haben, wird die Erinnerung an diesen Abend auch noch in traurigen Stunden des Lebens erheben und trösten,“ geschlossen hatte, stand ich mit einem Gefühl der Befriedigung auf. Ich schlich zu Lieschen's Lager und legte die Blätter auf den Stuhl. „Schlafe ruhig, kleiner Engel, — Deine Schulkosthlerin soll

sich nur ein Thema ausdenken, daß Dein Vater nicht glänzend zu behandeln vermöchte!“

Am andern Tag hoffte ich, die Angelegenheit werde nun abgethan sein und Frieden und Ruhe werden zurückkehren. Es kam anders. Das lange Verbleiben Lieschen's in der Schule versetzte Alle in eine ängstliche Erregung, es wurde halb 2 Uhr, — 2 Uhr, Lieschen kam nicht; endlich um ein Viertel 3 Uhr erschien sie, in welcher Verfassung, das zu beschreiben, erlassen Sie meinem Vaterherzen. Es war ein Jammer!

Sie weinte, — ja, sie heulte geradezu.

Sie hatte für meinen Aufsatz nachsitzen müssen! Die Lehrerin hatte sich's nicht versagen können, ihn vor der Klasse laut vorzulesen, mit spöttischen Anmerkungen natürlich, und die ganze Klasse erhob ein jubelndes Hohngelächter, wenn sie mich bei einer schwachen Stelle packte.

Sie werden sagen: der Wein . . . mein Wort, ich war nüchtern, als ich den Aufsatz schrieb!

Dafür also hatte ich mich des Nachts hingesezt, — o es ist schändlich und das arme Kind, war es nicht berechtigt, mich mit Bormwürfen zu überhäufen: „Du hast es schlecht gemacht, Papa, Du hast eine Menge Fehler gemacht!“ — Sie hatte ja dafür büßen müssen, hart büßen müssen.

Bedenken Sie meine Lage, ich, der ich vierzig Jahre alt geworden bin ohne Bestrafung, habe in einer Mädchenschule nachsitzen müssen, wegen „mangelhaften schriftlichen Ausdrucks, fehlerhafter Orthographie und Anwendung veralteter grammatikalischer Formen“, — ich kann es gar Niemanden erzählen, man wird mich auslachen. Es ist eben unerhört, was man heutzutage in der Schule von den Kindern verlangt.

Was wird aus den alten Jahren?

Eine Sylvester-Betrachtung.

Jrgendwo müssen sie doch bleiben. Es ist freilich wahr, daß sie mit dem Glockenschlage Zwölf am Sylvester in das Meer der Vergangenheit tauchen. So habe ich wenigstens sehr oft in Blättern gelesen, an deren Aufrichtigkeit ich zu zweifeln durchaus keine Ursache habe, wenn mir auch immer unklar geblieben ist, warum die alten Jahre sich zum Baden keine wärmere Jahreszeit aussuchen. Auch war es mir bis jetzt unmöglich, das Meer der Vergessenheit in Stielers Atlas zu finden. Vielleicht liegt es irgendwo im Innern Afrikas, wo noch so viel weißer Raum frei ist und die Reisenden mit Lebensgefahr und großen Kosten immer neue Süßwasserbecken entdecken. Wenn sie dort das Meer der Vergessenheit einmal aufstöbern, werden sie vielleicht auch auf einige alte Jahre stoßen und uns berichten können, was aus ihnen geworden ist. Es könnte ja sein, daß die ältesten schon am Ufer saßen und sich an der Sonne trockneten.

Daß die alten Jahre aus ihrer Verborgenheit nicht wieder zurückkehren, kann man ihnen nicht verdenken, denn was wird ihnen nicht Alles nachgeredet? Gewöhnlich heißt es, daß sie schlecht waren und nichts taugten. Warum hat man ihnen aber keine bessere Erziehung gegeben? Und mit welchem Jubel wird das neue Jahr begrüßt! Die Freude nimmt sogar stellenweise einen lebensgefährlichen Charakter an. Ein wahres Glück, daß Schädel nicht so hinfällig sind wie Hüte. Dabei kennt Niemand das junge Jahr, man weiß höchstens, ob es ein Schaltjahr ist oder nicht, und das ist wenig genug.

Nur einen jungen Mann habe ich getroffen, der nicht viel von neuen Jahren hielt. Er sagte, sie fingen stets mit Kopfschmerzen an. Das haben Andere mir bestätigt. Warum schilt man denn aber auf die alten Jahre, die so hübsch mit Bunsch endigen? Außerdem muß berücksichtigt werden, daß die Jahre sich gar nicht ordentlich entwickeln können: — die Zeit ist ja viel zu kurz. Ich sprach einmal mit einem Gelehrten darüber, ob es nicht möglich sei, die Jahre dreimal oder viermal so lang zu machen, als sie jetzt sind? Er meinte das wäre absolut unmöglich, schon allein wegen der Zinsen. Der Mann ist nämlich Nationalökonom und muß es wissen. Ferner sagte er, ginge es nicht wegen der Neujahrsrechnungen. Ich kenne aber Leute, denen es auch um Neujahr nicht einfällt, ihre Rechnungen zu bezahlen, und mußte mich daher sehr wundern, daß ein studirter Volkswirtschaftler von den simpelsten Dingen keine Ahnung haben kann. Er versprach mir, bei den Geschäftsleuten von Haus zu Haus zu gehen und sich das Material für die Statistik unerledigter Konten im neuen Jahre geben zu lassen, sobald er mit

der wichtigen Arbeit fertig sein wurde, die er vor hat. Er berechnet gerade, wie hoch die Grundsteuer aufschlagen könnte, wenn es möglich wäre, die uns zugewandte Seite des Mondes mit Weizen zu bebauen. Wenn er das heraus hat, will er auch die andere Seite in Betracht ziehen, wovon er sich eine außerordentliche Wirkung auf die wissenschaftliche Welt verspricht.

Was aus den alten Jahren wird, wußte er jedoch nicht. Ich wandte mich deshalb an einige Dichter, denn die sind es hauptsächlich, die das alte Jahr tauchen lassen. Man hat zwei Arten von Dichtern: solche, die nicht davon bleiben können, weil der Genius sie treibt, und solche, die nur um Neujahr davon befallen werden. Denn Dichter nämlich, die vom Genius getrieben werden, haben die längsten Haare, weil es ihnen an Zeit gebricht, zum Friseur zu gehen. Daran erkennt man sie früh genug von Weitem, um ihnen aus dem Wege zu gehen. Die Anderen, welche anfallweise Dichter, bereuen hinterher die mit Versmachen vergeudete Zeit, wenn die Redaktion ihnen statt des erhofften Honorars die Anzeige schickt, daß sie das Gedicht nur aus besonderer Gefälligkeit aufgenommen habe. Es ist eben ein Unglück, daß das Dichten nicht von der Patentgesetzgebung erfunden wurde. Mit den Lizenzen könnten Summen erworben werden, viel größere, als an dem patentirten Latrizin aus Hartgummi, von dem eine zahlreiche Familie mit einem Stück für die ganze Lebenszeit auskommt.

Die Dichter wußten jedoch auch nicht, was aus den alten Jahren wird; sie kümmerten sich nicht weiter um das, was sie zu Grabe gesungen hätten, sagten sie. Die Hauptsache wäre das richtige Versmaß. Ich konnte nicht umhin, diese Aeußerung für herzlos zu halten.

Zuletzt fragte ich eine liebe alte Frau mit Silberhaar und einem Antlitz, das immer noch schön ist, obgleich dieses Jahr ein kleines Fältchen darauf schrieb. Die sagte: „Mein Junge, aus den alten Jahren wird die gute alte Zeit. Sie kommen alle wieder als Erinnerung und dann sind sie viel holder, denn je zuvor.“ — „Großmama,“ sagte ich, „wie ist es denn aber mit dem Tauchen?“ Sie lächelte. — „Das geht so zu,“ sprach sie. „Wenn die Jahre in Vergessenheit tauchen, dann verlieren sie alles Schlimme und Herbe, was sie brachten und nur das Gute und Liebe, so wenig es auch sein mag, breitet sich später wieder vor unserem geistigen Auge aus, Denkst Du noch an die Regenschauer des Tages, wenn am Abend ein herrlicher Sonnenuntergang den Himmel färbt? O nein, dann erscheint Dir der ganze Tag schön, und Du zürnst nicht mehr. So ist es auch mit den Jahren, aus denen die gute alte Zeit wird.“

Dem mag wohl so sein, denn woher soll die alte Zeit kommen, wenn nicht von den Jahren, die gewesen sind? Und nie habe ich anders gehört, als daß die alte Zeit — gut war!

S.

Zur Charakteristik der Hand.

Von jeher war die menschliche Hand in ihren unzähligen Eigenthümlichkeiten ein Gegenstand des Interesses und geheimen Studiums für mich. Man braucht kein Maler oder Bildhauer zu sein, um die Schönheit einer vollendet geformten Hand mit Verstandniß zu bewundern — und kein Poet, um zu wissen, daß die Hände eine ebenso beredte Sprache sprechen als Augen und Lippen, und eine keineswegs untergeordnete Rolle in der Geschichte des menschlichen Herzens spielen. — Die Hand hat, wie das Antlitz, ihre Fysognomie, ihren Charakter, und gewährt uns oft tieferen Einblick in das Wesen ihres Besitzers, als jenes. Lippen und Augen sind gute Komödianten, — die Hand darf auf diesen Ruhm keinen Anspruch machen; sie verräth nicht selten, was verschwiegen geblieben wäre, hätte unser Glaube sich mit dem Märchen begnügt, welches die strahlenden Augen, der lächelnde, rothe Mund erzählen!

Wer kennt sie nicht, jene schmale, farblose Hand, welche:

„Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und; daß in schlummerloser Nacht
Sie ruht auf einem kranken Herzen“

und die andere, die brillantengeschmückte, fetette, deren grazioſes Spiel mit dem blizenden Fächer oder einer vollerblihten Rose uns so viel sagt, wenn wir — hören wollen! . . . Jene dritte endlich, die durchgeistigte, nervöse, unter deren beweglichen, überschlanen Fingern fantastische Tonmärchen aufblühen, und welche, wenn sie dann milde, gleich weißen Tauben, auf den Tasten ausruhen, Demjenigen, der es lesen kann, gleichfalls recht inhalt-

reiche Geschichten erzählen; melancholische Geschichten, um die sich jene bunten Tonguirlanden ranken, wie Blumen um Särge.

Die „kleine, weiße Hand,“ der wir in Heine's Liedern so oft begegnen, ist wieder eine andere Spezies, — warmblütig, lebensvoll — — und jene roſigen, spißfingerigen Gräbchenhände, lieber Leser, welche jung wie der Frühling und frisch wie Blumenblätter sind, weder klassisch, noch blaublütig, aber so recht geschaffen zum „Liebhabe“ — — die kennst du auch!

Gleichsam ein Ausruhen für Auge und Geist gewährt der Anblick der „frommen,“ dieser nicht kleinen, aber vollendet geformten, vollen, weißen Hände, welche ganz Harmonie und Ruhe sind und von den Malern vorzüglich für ihre Madonnen gesucht werden. Im Leben pflegen die Besitzerinnen dieser Hände nicht immer „Heiligenbilder“ zu sein, aber von einer solchen Verpflichtung steht auch nirgends geschrieben.

Genug für heute. — Da ist wohl Niemand, der nicht aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Beobachtungen ein besonderes Kapitel zu diesem Thema beizusteuern vermöchte, Niemand, der diesen Federzeichnungen nicht in Gedanken einige weitere hinzufügte. Darin aber stimmen wir gewiß Alle überein, daß eine Hand nicht schön zu sein braucht, um zu beglücken; daß wir jene Hände, deren Mission es ist, „himmlische Rosen in's irdische Leben zu flechten,“ diejenigen der Mutter, der treuen, sorgenden Hausfrau und Gattin, gerade deshalb vor allen andern lieben und verehren, weil ihre Schönheit über dem „Schaffen ohne Ende“ verloren ging; weil sie die Wahrzeichen eines thätigen, pflichttreuen Lebens tragen. Dank und Ehre ihnen! Mögen uns solche lieben, gesegneten Hände im Leben niemals fehlen! Mögen sie uns auch in der letzten Stunde nahe sein, um sich mild und sanft auf unsere sinkenden Lider zu legen,

H. v. G. G.

Künstler-Aberglaube.

Die berühmte französische Schauspielerin Virgine Dejazet hatte die Gewohnheit, an jedem Abend vor dem ersten Auftreten ein Pfefferkorn in den Mund zu nehmen und dasselbe erst, sobald ihr Stichwort fiel, wegzublafen. Das Körnchen war nach ihrer Behauptung ein Talisman, der sie vor jedem Mißgeschick schützte. Zu ihren begeisterten Anbetern gehörte der Marquis de Bigny, welcher auch als Freund des Direktors des Gymnasietheaters die Erlaubniß hatte, hinter den Coulissen zu verweilen.

Eines Abends trat die Dejazet in einer neuen Rolle auf und erschien, wie gewöhnlich ein Pfefferkorn im Munde, reizend als Page kostümiert, bei dem ungeduldig harrenden Verehrer. Diesen bestrich sie ihr Anblick derartig, daß er kurzweg um ihre Hand anhielt.

„Warum hier und heute?“ fragte die Schauspielerin lachend.

„Weil Sie in diesem bezaubernden Anzuge tausend Bewunderer mehr erhalten werden und mir dann die Gewinnung Ihrer Hand umso schwerer fällt.“

„Gut,“ nickte sie, „wenn Sie den Muth besitzen, den Kampf mit mir und meinen Launen aufzunehmen, will ich Ihre Gattin werden. Hüten Sie sich aber; es dürften Ihnen schonlich viele angenehme Stunden an meiner Seite beschieden sein.“

Sie lachte abermals übermützig auf, hielt jedoch plötzlich mit erschrecktem und erbleichtem Antlitz inne.

„Himmel, süße Virgine, was haben Sie?“ forschte der Marquis bestürzt.

„Mein Pfefferkorn“, stammelte die Künstlerin.

„Sie haben es verschluckt?“

„Nein, verloren.“

Man suchte und suchte, indessen vergebens.

Angstlich betrat die Dejazet die Bühne. Ihr Aberglaube ließ sie auch im Laufe des Spieles zu keiner sicheren Haltung kommen, was Wunder, daß sie an diesem Abend nicht gefällig nach ihrer Meinung trug natürlich nur das verlorene Pfefferkorn die Schuld daran.

Und als de Bigny am nächsten Morgen die Künstlerin besuchte, erklärte sie, daß sie seine Gemalin nicht werden könne. Sie begründete diesen Widerruf ihres Wortes mit der plötzlichen in ihr erwachten Befürchtung, daß, da sie bei seiner Verlobung das Pfefferkorn verloren, der Ehe mit ihm das Glück fehler werde. Der Marquis mußte sich mit ihrer Freundschaft begnügen und vermochte sie auch im Laufe der Zeit nicht umzu-

men; das verlorene Pfefferkörnchen blieb das fortwährende Ehehinderniß.

L. M.

Aus dem Leben Bogumil Davison's.

Keine Charakteristik des großen Künstlers, sondern nur einen Beitrag zu einer solchen will ich liefern, indem ich eine Episode aus seinem Leben erzähle, in welcher die oft angezeufelte Vortrefflichkeit seiner menschlichen Eigenschaften zu ihrem Rechte gelangen soll.

Es war im Jahre 1861. Davison gastirte am deutschen Theater in Pest und feierte in seinen Glanzrollen, und namentlich als Richard III. die größten Triumpfe.

Eines Tages erschien ein junger Mann im Hotel des Künstlers, welcher diesen zu sprechen wünschte. Doch der vielfach in Anspruch genommene Meister ließ ihn abweisen, und erst nachdem der Jüngling einen beweglichen Brief an ihn geschrieben, war Davison geneigt, ihn zu empfangen.

„Nun, was wollen Sie?“ fragte der Künstler den schwächlichen Jüngling, „Aber machen Sie kurz, ich bin pressirt.“

Der junge Mann suchte sich mit seiner Befangenheit einem so großen Meister gegenüber zu entschuldigen, die es ihm unmöglich machte, seine Angelegenheit in wenige Worte zu fassen.

„Nun, dann fassen Sie Ihre Angelegenheit in zwanzig Worte,“ entgegnete Davison.

Anfangs stotternd, doch immer klarer, immer wärmer brachte der begeisterte Jüngling nun hervor, was sein Herz bewegte. Welchen Eindruck die Darstellung Davisons auf ihn gemacht, wie seine Neigung fürs Theater durch ihn zur Leidenschaft gewachsen, daß er gegen seinen Willen von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt sei und wie er dem inneren Drange zur Bühne nicht widerstehen könne.

— Aber ist denn die Pestler Jugend mit einemmal toll geworden? rief Davison. Sie sind jetzt schon der Bierte, der zum Theater will. Ich habe natürlich Allen abgeredet und rede auch Ihnen ab. Sie scheinen aus anständigem Hause, haben schon eine solide Lebensstellung und wollen in das glänzende Glend? Nein, nein und tausendmal nein; selbst wenn Sie Talent hätten, rede ich Ihnen ab.

Der junge Mann ließ sich aber nicht zurückschrecken, er bat, zu seiner eigenen Beruhigung ihn wenigstens zu hören, zu prüfen.

— Nun denn, in Gottes Namen, was haben Sie studiert? — „Ihre Rollen, Herr Davison, Franz Moor, Marinelli, Mephisto.“ — „Wie, meine Rollen? unterbrach ihn der Künstler, das geht nicht, wer beim Theater vorwärts kommen will, muß mit Liebhabereien anfangen, sie sind das ABC unserer Kunst. Hier, sprechen Sie mal den Don Carlos.“

Davison reichte ihm das Buch zum Lesen und der junge Mann begann die große Szene mit König Philipp, erst ängstlich, zaghaft, und der Künstler warf ihm die Gegenreden des Königs brockenweise, mit gleichgültigem Tone zu. Aber je wärmer und freier der Jüngling in seinem Vortrag wurde, desto theilnehmender wurde der Meister, und zuletzt spielten Beide die Szene mit Allen Feuer, Davison mit voller Aktion, als ob er auf der Bühne stünde, und als sie geendet und der Jüngling erschöpft auf einen Stuhl sank, klopfte ihm Davison auf die Schulter und sagte in herzlichem Tone:

— Sie dürfen zum Theater.

Von seinem Gefühl hingerissen, fiel der Jüngling dem eifriger um den Hals, und Davison, nun ganz Feuer und Flamme, ging ins Nebenzimmer zu seiner Frau und rief:

— Hast Du gehört, Konstance? Das ist mal ein Kerl, es waren doch echte, wahrhafte Thränen!

Nach einer Viertelstunde erschien Davison vollständig angeeignet und sagte zu dem hoffnungsvollen Schauspieler:

— Kommen Sie.

— Wohin?

— Nun, zu Ihrem Vater, um Ihre Wege mit ihm zu besprechen.

Doch das ging nicht so unvorbereitet; der wackere Mann, der wohl ein Freund des Schauspiels war, von den Schauspielern aber nur eine geringe Meinung hegte, sollte erst allmählig mit der veränderten Lebensstellung des Sohnes befreundet werden.

Vorläufig genügte diesem die Gewißheit, daß er Talent für den geplanten Beruf habe, das Weitere wollte er der Zeit und den Umständen überlassen. Damit war denn auch Davison einverstanden. Während seines Gastspiels mußte der junge Mann täglich ihn besuchen, auch die Gattin des Künstlers lernte ihn kennen, man gewann täglich ihn lieber, und schließlich sagte Davison:

— Sie kommen mit nach Dresden, um dort meinen Unterricht zu genießen.

— Ja, aber die Mittel, um dort leben und studieren zu können?

— Das lassen Sie meine Sorge sein.

Und nun vereinbarte man, daß Davison in einem ihm befreundeten Banthause in Dresden seinem Schülner eine Stellung verschaffen sollte, deren Ertrag bis zur Vollendung seiner Studien zum Lebensunterhalt wohl ausreichen werde. Die Einwilligung des Vaters zu der Bühnenlaufbahn des Sohnes wollte Davison dann schon herbeiführen.

So folgte der angehende Schauspieler denn nach kurzer Zeit seinem künftigen Lehrer nach Dresden, wo er, von der Familie desselben herzlich aufgenommen, in die erwartete Stellung gleich einzutreten hoffte. Doch als die Tage verstrichen, ohne daß Davison etwas darüber äußerte und der Jüngling, immer unruhiger, ihn an sein Versprechen zu erinnern wagte, wurde der Meister verlegen.

— Das wird doch nicht gehen, sagte er erdlich; wenn Sie geschäftliche Verpflichtungen haben, können Sie sich für Ihren künstlerischen Beruf nicht vorbereiten. Sie müssen ihre ganze Zeit frei haben.

— Ja, aber von wo soll ich . . .

— Dafür lassen Sie mich sorgen, unterbrach ihn Davison. Hier, nehmen Sie fünfzig Thaler, so viel bekommen Sie jeden Monat, das wird wohl für Sie zum Leben genügen. Ihre Lehrer werde ich bezahlen.

— Und da half kein Sträuben.

— Sie werden es mir wiedergeben, wenn Sie ein großer Schauspieler geworden sind.

— Und kurz und gut, der edle Mann wollte es so.

Mit allem Eifer wurde nun studiert. Für Welt- und Literaturgeschichte, für Musik und Poetik wurden dem begeisterten Jüngler Lehrer gehalten. Die Klassiker wurden in eingehender Weise durchgenommen. Zur Lösung seiner Zunge mußte er viel französisch parliren, englisch lesen und italienisch singen. Damit über der geistigen Ausbildung jedoch die körperliche nicht vernachlässigt werde, erhielt der Jüngling Unterricht im Fechten, Turnen, Reiten und Schwimmen; den dramatischen Unterricht leitete aber der Meister selbst.

Zu den Eigenthümlichkeiten Davison's gehörte es, daß er seinen Schüler, den er in die vornehmsten Familien eingeführt hatte, durch einen Pistolenschuß weckte, wenn er, von den Vergnügungen des Vorabends ermüdet, am Morgen nicht früh genug munter wurde. „Wer in der Kunst etwas erreichen will, muß unermüdet thätig sein“, ermahnte er ihn. Mit der Sorgfalt eines liebevollen Vaters überwachte er die künstlerische Entwicklung seines Schülers und feuerte ihn zu hohem Ziele an.

So reiste der Jüngling seiner schauspielerischen Zukunft entgegen, und als die Zeit, da er dem eigenen Fluge vertrauen sollte, gekommen war, da entließ ihn der Meister mit den herzlichsten Segenswünschen! und voll der schönsten Hoffnungen zog er in die Welt hinaus.

Leider haben die unerbittlichen Parzen dem Meister nicht lange vergönnt, die Früchte seiner Aussaat mitgenießen zu können . . . Doch über das Grab hinaus reichte seine väterliche Fürsorge für den treuen Jünger. Als dieser nach dem Tode des geliebten Lehrers an die Witwe desselben seine noch ungetilgte Schuld abtragen wollte, war in den Büchern ihres Gatten nichts darauf bezügliches zu finden. Noch mehr: In seinem Testamente hatte der Meister seinen Jünger zum Erben seiner sämmtlichen Kostüme gemacht, in welchen er seine künstlerischen Triumphe gefeiert. So ehrte er noch in seinen letzten Lebensstunden Denjenigen, den er seiner Freundschaft gewürdigt.

Der Erbe dieses kostbaren Vermächtnisses ist Siegwart Friedmann. Er war und blieb der „einzige Schüler“ Bogumil Davison's

J. L.